

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 71 (1991)
Heft: 7-8

Artikel: Notizen zum Thema, literarisch
Autor: Krättli, Anton
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-164911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anton Krättli

Notizen zum Thema, literarisch

Die Kleinräumigkeit und die kulturelle Vielfalt der Schweiz schliessen aus, dass eine Stadt — selbst wenn sie ein regeres Kulturleben haben sollte als alle andern — auf das ganze Land auszustrahlen vermöchte. Zu den anderssprachigen Landesteilen ist die Schwelle für Literatur weniger leicht zu überschreiten als in der Richtung des europäischen Sprachraums, dem wir zugeordnet sind, genau so, wie aus diesem ständig Impulse und Einflüsse hereinwirken. Zu fragen etwa, inwiefern das geistige, inwiefern das literarische Zürich auf die kulturelle Eigenart der Schweiz in nachweisbarer und bestimmter Art eingewirkt habe, setzt einen Ausnahmezustand voraus. Es müssten die Verbindungen, der geistige und kulturelle Austausch über die Landesgrenzen hinweg stark eingeschränkt oder ganz unterbunden sein, und es müsste eine Situation eintreten, in der sich die Landesteile der Schweiz einander intensiver als sonst zuzuwenden veranlasst sähen. Ohne gründliche Sammlung und Sichtung von Befunden, die in einer derartigen Lage vielleicht zu gewinnen wären, sind wir auf subjektive Eindrücke, auf Erinnerungen angewiesen. Die Notizen zum Thema, die hier folgen, erheben keinen andern Anspruch.

I. Erinnerung

Wir hatten in Aarau am Gymnasium einen Deutschlehrer — er unterrichtete uns auch in Latein und Griechisch —, der uns oft zum Besuch des Zürcher Schauspielhauses veranlasste. Er war selbst ein theaterbesessener Mensch, der mitfuhr und bei der Rückreise im Nachtzug mit uns über das diskutierte, was wir gesehen hatten. Manche der legendären Inszenierungen der Jahre 1938 bis 1942 habe ich dank dieser Exkursionen mittels Kollektivbillett erlebt, die nachfolgenden dann als Zürcher Student mit Legi. Man kann sich heute kaum noch vorstellen, dass wir immerhin eine fast einstündige Bahnreise zurückzulegen hatten, dass die Städte und Siedlungen des Mittellandes noch nicht zu einer Bandstadt zusammengewachsen waren und die Mobilität der Bevölkerung, ganz abgesehen von den kriegsbedingten Einschränkungen, viel geringer war als heute. Eine Fahrt von Aarau nach Zürich war für uns eine Fahrt in einen andern Teil der Schweiz.

Ich erinnere mich natürlich nicht mehr an jeden dieser frühen Theaterbesuche. Sie mochten aus der Sicht des Lehrers sicher auch dem löblichen

Zweck gelten, uns die Klassiker auf eine Weise nahezubringen, die keinen Zweifel darüber zuliess, wie lebendig sie in Wirklichkeit waren. Das ist ihm gelungen, und wenn man bedenkt, wie sehr die Schule im Ruf steht, sie treibe durch obligatorische Lektüre und Analyse der Klassiker den Schülern die Lust an der Dichtung und am Lesen von Büchern aus, dann hatten wir Glück. «*Götz von Berlichingen*» und «*Wilhelm Tell*» waren für uns nicht Pflichtlektüre, sondern faszinierende Gegenwart. Aber ich bin sicher, das allein war es nicht, was unsern Lehrer veranlasste, den Theaterbesuch in Zürich zu forcieren.

Ich glaube, es hängt mit dem zusammen, was Oskar Wälterlin mit dem einfachen Begriff des «*lebendigen Theaters*» bezeichnet hat. Dass Spielplan und Inszenierung in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Lebenswirklichkeit der Schauspieler und der Zuschauer standen, diese Erfahrung war es, die uns der theaterbegeisterte Lehrer vermitteln wollte. Mit der Theorie *Werner Mittenzweiss*, es hätten die emigrierten Bühnenkünstler eine «*Dramaturgie des Widerstands*» entwickelt und so ihren «*antifaschistischen Kampf*» im Exil fortgeführt, hat es weniger zu tun als mit der Lage, in der wir uns nach Kriegsausbruch und erst recht nach der Kapitulation Frankreichs befanden. Als wir von Aarau nach Zürich ins Schauspielhaus fuhren, packte uns die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit dichterischer Texte, die das Theater zum Leben erweckte. In einigen von uns ist damals etwas aufgekeimt, wovon man fast nicht reden kann, weil die Wörter und Sätze, mit denen man es versucht, wie pathetische Phrasen tönen könnten. Ich meine die Ahnung oder vielleicht schon Erfahrung einer Möglichkeit des Menschen, die unzerstörbar ist.

Und damit nun ist für mich die Vorstellung verbunden, das sei eine Wirkung, die von der Stadt Zürich ausgegangen ist; denn schliesslich waren es Theaterfreunde dieser Stadt und das Gemeindeparlament, die gemeinsam die Fortführung der Theaterarbeit am Schauspielhaus möglich machten, nachdem Ferdinand Rieser sein Privatunternehmen aufgegeben hatte. Auf der Bühne standen die deutschen und jüdischen Emigranten, Kommunisten und liberale Christen, Verfolgte des Naziregimes und einige Schweizer Rückkehrer wie Heinrich Gretler. Aber die Trägerschaft bildeten die Bürger der Stadt und ihre Repräsentanten im Stadtrat. Auch das ist zwar inzwischen relativiert und in Zweifel gezogen worden, weil es in Zürich einflussreiche Gegner gab, die dem «*Emigranten- und Marxistentheater*» das Leben sauer machten. Aber gesiegt haben doch eben die Kräfte, die hinter dem Schauspielhaus und seinem Ensemble standen. Ich habe den Eindruck, die stärksten Wirkungen seien übrigens gerade nicht von den Kampfstücken ausgegangen, sondern zum Beispiel von *Thornton Wilders* «*Eine kleine Stadt*», natürlich auch von *Shakespeare*, von den Klassikern.

So etwas, denke ich jetzt, war in der Schweiz wohl nur in Zürich möglich. Es strahlte aus, es hatte Wirkung auch bei denen, die vielleicht gar nicht ins Theater fuhren, sondern in der Zeitung darüber lasen.

II. Geistesgeschichte

Dass von Zürich literarische Wirkungen ausgingen, lehrt die Geistesgeschichte. Die Heidelberger Liederhandschrift, unter dem Namen «*Codex Manesse*» bekannt, ist in den Mauern der Stadt entstanden, vielleicht nicht ein Unternehmen, das in seiner Zeit und auf seine Zeit wirkte, sondern die Tat eines Liebhabers des Minnesangs, heute ein unschätzbares Dokument hoher Bildung und Kultur, berühmt und unersetzlich als Quelle einer versunkenen Zeit. Der Einfluss auf die Eidgenossenschaft ist gering; aber die «*Zürcher Novellen*» Gottfried Kellers und darin die Geschichte von Hadlaub zählen zum kostbaren Schatz deutscher Literatur. Für das 18. Jahrhundert, vielleicht Zürichs geistig vor allen andern hervorragende Epoche, muss man Max Wehrli zitieren, der in der Einführung einer Auswahl von Texten und Dokumenten aus diesem Jahrhundert schreibt: «*Das Zürich des 18. Jahrhunderts bleibt ein Phänomen von besonderer Art und Bedeutung. Wenn der ästhetische Federkrieg der «Schweizer» mit der Partei Gottscheds nun wohl oder übel einmal im Inventar der neuern deutschen Literaturgeschichte steht und der Ordnung halber eines ihrer einleitenden Kapitel zu füllen hat — wenn die Verdienste des alten «Vater» Bodmer auch allgemein gewürdigt und grosszügig anerkannt sind (wobei man sich seit Goethe meist auch das obligate Lächeln über die menschlich und literarisch komischen oder gar «kindischen» Seiten nicht versagt) —, so ist es damit nicht abgetan.*» In der Folge entwickelt Max Wehrli die drei Aspekte, unter denen das geistige Zürich im 18. Jahrhundert ausserordentliche Bedeutung erlangt hat. Die «Schweizer», die in Zürich lehrten, Zeitschriften herausgaben und am Gespräch über die Grenzen teilnahmen, wurden zu Wegbereitern der deutschen Klassik. Die jungen Genies suchten sie auf, Klopstock und Goethe machten ihre Aufwartung. Aber das Zürich der Aufklärung hat auch das schweizerische Staatsbewusstsein massgeblich mitgeprägt und die Sendung der Schweiz in der Gefolgschaft von Montesquieu und Rousseau wie auch im Vorbild des republikanischen Altertums beschworen. Mit Wehrlis Worten: «*Kurz, um die Mitte des Jahrhunderts etwa ist das Zürich der Aufklärung ein Gemeinwesen von einer weit durchgebildeten Einheit und zugleich Vielfalt des geistigen Lebens und einer oft gepriesenen glücklichen Verfassung der politischen und wirtschaftlichen Zustände, die vielleicht nur mit gewissen Stadtstaaten der antiken Welt verglichen werden kann. Künstler und Schulmänner, Politiker und Theologen arbeiten, oft in Personalunion, am selben*

Werk und aus denselben Kräften: der Selbstentfaltung des Menschen im Einzel- und Gemeinwesen nach seinen edelsten Möglichkeiten, gleichzeitig in der Besinnung nach aussen, im Dienste des Staates, des Bundes und des allgemeinen Menschenwesens. Das gilt unbeschadet der konservativen Widerstände politischer und religiöser Art, mit denen der neue Geist lange zu kämpfen hatte und aus denen er zudem selbst noch stärker lebte, als ihm bewusst war.»

In dieser herausragenden Epoche hat sich Zürich ins Buch der europäischen Geistesgeschichte eingeschrieben. Niedergänge, die der Stadt nicht erspart geblieben sind, vermögen nicht die Verdienste zu löschen, die sich ihre Gelehrten und Pädagogen errungen haben.

Unvorstellbar ist, dass sie im Leben der Stadt, im Bewusstsein nachfolgender Generationen und im Selbstverständnis der Menschen, die bis auf unsere Gegenwart das Erscheinungsbild des Gemeinwesens mitgestalten, nicht ihre Spuren hinterlassen hätten. Die Hochschulen, die alsbald sich mächtig entfaltenden wirtschaftlichen Unternehmungen und schliesslich das Finanzzentrum tendieren nach Offenheit und Verbindung mit der weiten Welt. Eine Frucht der Tradition des 18. Jahrhunderts ist die Urbanität. Sie nahm im 19. Jahrhundert nüchternere, aufs Praktische gerichtete Züge an. Wer weiss, ob der Dichter Gottfried Keller von den Zürchern ganz als der Ihre angenommen worden wäre, wenn er nicht auch 15 Jahre lang das Amt des Staatsschreibers mit Auszeichnung ausgeübt hätte. Dennoch, die Stadt ist ein Anziehungspunkt für interessante und kreative Köpfe. Das Zürcherische verbindet sich nicht durchaus leicht mit diesen Aussenseitern und bizarren Gestalten. Zwischen dem Lesezirkel Hottingen und den Dadaisten gibt es keine Vermittlung. Aber zur Urbanität gehört, dass sich beide innerhalb des Gemeinwesens entfalten können. Im Café Odeon, das kürzlich in einem Artikel des «*Spiegel*» hochtrabend als «*das Zentralgehirn der Schweiz*» bezeichnet worden ist, kehrten *James Joyce*, *Albert Einstein*, *Stefan Zweig*, *Walter Mehring*, die Emigranten des kriegerischen 20. Jahrhunderts, mit unzähligen andern zu Gesprächen, zur Zeitungslektüre oder einfach zu Beobachtungen ein. Die Intellektuellen, die Künstler, die Professoren hatten da ihren Treffpunkt.

Der Glanz, in dem das 18. Jahrhundert die Stadt strahlen sah, ist zum milden Schein der Urbanität geworden.

III. Die Stadt in der Literatur

Bei *Gottfried Keller* schon eingeschlagene Fensterscheiben, Glaserarbeit aus politischen Gründen, Portale und Stadtmauern, die mit Farbe verschmiert werden, meint *Hugo Loetscher* in einem Text über «*Lesen in Seld-*

wyla», das komme einem nicht ganz unbekannt oder rein historisch vor. Deswegen bei Seldwyla gleich an Zürich zu denken, sei voreilig. Immerhin, es ist Zürich, von wo aus die sieben Aufrechten ans Schützenfest nach Aarau fahren, es ist Zürich, wo Hadlaub an der Manesse-Handschrift arbeitet. Im ganzen ein freundliches Bild der Stadt, aber freilich nicht ganz ohne hässliche Züge. Zum Beispiel schildert Gottfried Keller im «Verlorenen Lachen» die Verwirtschäftlichung der Stadt. Aber über allem ist ein versöhnlicher Schein, Humor, der die Schatten aufhellt.

Die Stadt Zürich kommt in der Literatur unzählige Male vor. Ihr Bild spiegelt sich so vielgestaltig, wie sie Fans und Gegner hat. Für Hugo Loetscher selbst birgt sie 1985, als die überarbeitete Ausgabe des «Immunen» erscheint, 432 547 Möglichkeiten, Mensch zu sein. Der Satz: «Zürich war die schönste Stadt, um regelmässig heimzukehren», enthält Liebeserklärung und Distanzierung zugleich.

Es gibt in der Literaturgeschichte der deutschen Schweiz eine Phase, in der Zürichs Lob von einheimischen Autoren in epischer Prosa gesungen wird. Zum Beispiel lässt Meinrad Inglin's «Schweizerspiegel» die Stadt als eine wohlgeordnete bürgerliche Polis erscheinen, eine «Vaterstadt», die brav, solide und selbstbewusst leuchtet. Er zeigt in seinem Roman Zürich und das ganze Land schweren Erschütterungen ausgesetzt, schildert den Brigadekommandanten und Nationalrat Alfred Ammann als einen Repräsentanten des liberalen Bürgertums, der auf die Kraft des einmal Geschaffenen vertraut und eher verständnislos den Kräften der Veränderung begegnet, die seine Söhne verkörpern. Zürich ist hier die Stadt, in der sich der Zeitenwandel vollzieht, und er mündet bei Inglin im Konsens, im Ausgleich einander widerstrebender Tendenzen.

Robert Faesi's Trilogie «Stadt der Väter» (1941), «Stadt der Freiheit» (1944) und «Stadt des Friedens» (1952) folgt stärker einem konservativen



Geschichtsverständnis; der Autor richtet sein Augenmerk nicht auf die Veränderung, sondern auf das Dauernde. Er feiert die Konstanten, und die Stadt steht da als Hort, in welchem das europäische Geisteserbe bewahrt und gepflegt wird. Ein gross angelegtes Panorama Zürichs, seiner äusseren Gestalt sowohl wie seiner Bürger und Bewohner, entwirft *Kurt Guggenheim* in seinem mehrteiligen Romanwerk *«Alles in Allem»* (1952/55). Während bei Faesi gut situierte Patrizierfamilien und ihre Söhne im Mittelpunkt der Handlung stehen, sind es bei Guggenheim die Gefährdeten, die Aussenseiter und die Fremden, die in der Stadt wohnen und die — wie er von ihnen sagt — *«an einem Menschenort wie diesem»* leben müssen, damit das Geheimste und Abenteuerlichste, das dieser Stadt innewohnt, gesehen werde. Nicht der angepasste Bürger in seinem florierenden Geschäft, sondern der Zweifler, der stille Abtrünnige führt in diesem Roman über Zürich das Wort. Aber auch er tut es in der Bereitschaft, sich in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen und die bürgerliche Mitte zu suchen, die bestimmt ist durch Toleranz und Vernunft.

Darf man sagen, das sei auch in den *«Oeppi»*-Romanen von *Arnold Kübler* der Fall? Da ist, auffallendes Detail, die Stadt nicht mehr mit ihrem eigenen Namen eingeführt, sondern trägt den mundartlich gefärbten Übernamen *«Cheudra»*, was der Autor selbst in einem Vorwort als *«Kaue daran»* übersetzt. Also gibt es da Widerstände, etwas, das man nicht so leicht schluckt, sondern an dem man herumkauet? Kübler liebte die lautmalerischen Wortschöpfungen und machte zum Beispiel aus der Stadt Winterthur ein *«Wittudaderdur»* (*Willst du da hindurch?*). Aber *«Cheudra»* klingt ja lautmalerisch keineswegs an Zürich an. Oeppis Umbenennung der Stadt scheint mehr private oder persönliche Gründe zu haben. Im Vorwort zum vierten Band schreibt Kübler, er sei in Zürich lange eine Versager gewesen, auch habe es da *«das Alltägliche im Übermass»* gegeben, Geschwätz, Getriebe, Geschäft, leerer Betrieb. Sein Buch schilderte die Rückkehr des verlorenen Sohnes *«nach Cheudra trotz allem»*.

Setzt hier die andere Tonart ein, nach dem Lob die Schelte der Stadt? Der erste der vier Bände über *«Oeppi von Wasenwachs»* erscheint 1943, der vierte 1964, und genau in der Mitte dieser zwei Jahrzehnte tritt *Max Frisch* mit dem Roman *«Stiller»* auf, einer radikalen, beissenden Kritik am *«bourgeoisien»* Zeitgeist, den der Autor vornehmlich in Zürich ortet. Stiller spricht abschätzig von *«ihrem Städtchen»*, er lehnt sich auf gegen die gesellschaftliche Stagnation, die er wahrzunehmen glaubt, und er geisselt den Antikommunismus der Bürger, mit dem sie rechtfertigen, warum sie sich in erstarrten Positionen verschanzen.

Soviel ich sehe, ist seitdem in der Literatur über die Stadt Zürich nur noch wenig Lobenswertes gesagt worden. Max Frischs Einfluss auf die

nachfolgenden Schriftstellergenerationen ist natürlich gross; aber es liegt wohl nicht nur daran, dass der Stadt eine Reihe von zornigen Autoren die unschönen, die hässlichen Züge vorhält. Ereignisse wie die Globus-Krawalle, die Jugendrevolte von 1980, ihr Vorfeld und die brutalen Konfrontationen der Demonstranten mit der Polizei, das Drogenproblem, die Wohnungsnot und die Hausbesetzerszene schlugen sich in Manifesten und Zeitungsartikeln nieder. In die Literatur eingegangen ist der Erlebnisbericht von *Reto Hänni*, «Zürich, Anfang September» (1981). Zehn Jahre später noch kommt Hänni auf die Erfahrungen zurück, die er damals in Zürich gemacht hat. In seinem neusten Buch, «*Am Boden des Kopfes*», versucht er polnischen Freunden die Stadt Zürich zu beschreiben, ihre charakteristischen Merkmale, ihre Denkmäler, ihre Lebensbedingungen. Das Bild ist geprägt von negativen Zügen. Hänni zieht übrigens das Buch eines Italieners bei, *Guido Morsellis* «*Dissipatio humani generis*», um die «*verwirtschaftlichte*» Situation von «*Chrysopolis*» deutlich zu machen. «*Ich liebe Chrysopolis nicht*», sagt Morsellis Erzähler, «*ja ich kann es nicht ausstehen*». Dieses Chrysopolis ist Zürich.

IV. Die Kritik erscheint in Zürich

In Zürich erscheint die Kritik, auch wenn sie anderswo ihre Schreibstube hat. Die Literatur in der Schweiz ist längst nicht so sehr auf die Stadt konzentriert, Regionalismus ist eines ihrer auffallendsten Merkmale, und zudem haben einige der namhaften Autoren ihren Wohnsitz ganzjährig oder während Monaten immer wieder in Paris, Berlin oder New York. In Solothurn, nicht in Zürich, hat die Schweizer Literatur ihre jährliche Zusammenkunft, und in Solothurn kann man denn auch von Jahr zu Jahr feststellen, welche Namen man sich vielleicht merken muss, welche Tendenzen sich etwa abzeichnen. Eine dieser Tendenzen ist neuerdings, dass die Solothurner Literaturtage dem starken Einfluss einer Wochenzeitung ausgesetzt sind, die in Zürich erscheint.

Die grossen Literaturblätter der Stadt, die Studios von Radio und Fernsehen ziehen die literarische Kritik an sich. Sie war in Zürich schon früh durch bedeutende Persönlichkeiten repräsentiert. Hier wirkten *Max Rychner*, *Eduard Korrodi*, *Bernhard Diebold* und *Elisabeth Brock-Sulzer*, hier förderte während Jahrzehnten der Feuilletonchef der «*Neuen Zürcher Zeitung*», *Werner Weber*, die Auseinandersetzung um literarische Erscheinungen und verfolgte den Wandel vom Alten zum Neuen. Die Schriftsteller, ob sie nun selbst in der Stadt wohnen oder ob sie auf Brunegg, in Niederbipp oder da, wo Berns Vorstadtsiedlungen ins Bauernland hinausgreifen, ihre Prosa und ihre Verse schreiben, haben einen Beweis dafür in Händen, dass

ihre Arbeit beachtet wird, wenn sie besprochen werden, wenn sie Gegenstand jener Kritik sind, die überregional wahrgenommen wird. Vielleicht mögen diejenigen unter ihnen, die ihren Weg über die Landesgrenzen hinaus gemacht haben, auf Besprechungen in der *«Frankfurter Allgemeinen Zeitung»* oder der *«Frankfurter Rundschau»*, in der *«Zeit»* oder der *«Süddeutschen Zeitung»* mehr Wert legen; aber die Jungen, die vielleicht noch nicht Aufnahme in einem grossen Verlag gefunden haben, alle, deren Werk in Schweizer Verlagen erscheint, sind auf die Vermittlung vor allem im eigenen Land angewiesen, auf Besprechung in den Medien, von denen die für sie wichtigen eben in Zürich ihren Erscheinungsort haben.

Es gibt Günstlinge vornehmlich der elektronischen Medien, Autorinnen und Autoren vielleicht, die den eigenen Auftritt im Fernsehen geniessen. Und es gibt andere, die vor solcher Art von Publizität eher die Flucht ergreifen oder unbeholfen wirken, wenn sie es doch wagen. Auch ist die Gefahr gewiss nicht von der Hand zu weisen, dass die Literaturvermittler an den Sendern besser und vollständiger wahrnehmen, was in ihrem nächsten Lebensbereich, in Zürich eben, vor sich geht und entsteht, während sie weniger oft und eher zufällig herausgreifen, was in den entfernteren Regionen geschieht.

Aber im ganzen kann man sagen, Zürich sie ein Zentrum literarischer Kritik und Vermittlung, und als solches strahle es aus auf die Schweiz und natürlich auch ins benachbarte Deutschland. Ein Ereignis hat das besonders deutlich gemacht: der *«Zürcher Literaturstreit»* von 1966. Die Umstände und der Anlass sind bekannt. *Emil Staiger* plädierte in seiner Rede, mit der er sich für den Literaturpreis der Stadt bedankte, für eine andere Literatur als die, die er — in freilich allzu pauschaler Art — als die Literatur der Gegenwart beschrieb. Er warf den Gegenwartsautoren *«Scheusslichkeiten grossen Stils»* vor und postulierte, dass sich die Literatur *«wieder auf ihre Pflicht gegenüber der Öffentlichkeit»* besinne, dass sie das Bild des Lebens sich nicht von heute herrschenden Zuständen vorschreiben lasse, sondern aus schöpferischer Freiheit entscheide und darstelle, *«wie der Mensch beschaffen und wie er nicht beschaffen sein soll»*. Anfechtbar war nicht nur diese Formulierung, sondern die generelle Verurteilung der Gegenwartsliteratur im Namen einer als Norm verstandenen klassischen Ästhetik. Nicht nur Autoren wie *Max Frisch* oder *Hugo Loetscher*, auch Literaturkritiker wie *Hugo Leber* wiesen die Attacken des Goethe-Kenners zurück. Der *«Zürcher Literaturstreit»* griff weit über die Grenzen der Schweiz hinaus und ist in die Geschichte eingegangen. Das Ereignis schlug Wellen, es schied die Geister und löste eine Diskussion aus, die leider weniger grundsätzlich als vielmehr polemisch geführt wurde. Zweifellos markiert der *«Zürcher Literaturstreit»* eine Epochengrenze. Noch *Her-*

mann Hesse hatte dem «*Glasperlenspiel*» (1943 in Zürich erschienen) das Motto vorangestellt, es seien die nicht existierenden Dinge von verantwortungsvollen Menschen durch die Kraft des Wortes ihrem Eintritt in die Wirklichkeit näher zu bringen.

V. Ein Zentrum der Verweigerung

Zwar ist die Gruppe Olten mit dem Aufruf zum Boykott der 700-Jahr-Feier durch die Künstler und Schriftsteller hervorgetreten, aber das publizistische Feuer wurde in Zürich gezündet, die zahllosen Diskussionsbeiträge erschienen da, und die Gesprächsrunden trafen sich im Deutschschweizer Fernsehstudio. Die Stadt erscheint darum momentan als das Zentrum der Verweigerung. *Jean-Marie Moeckli*, der für die literarischen Veranstaltungen im Jura im Rahmen der Jubiläumsfeiern des Bundes der Eidgenossen verantwortliche Organisator, hat denn auch gesagt, es seien ihm wegen mangelnder Teilnahmebereitschaft besonders der deutschen Schweiz Schwierigkeiten erwachsen, und am stärksten gehe der Boykott seiner Bemühungen von Zürich aus. Das ist zwar auch eine Wirkung der Stadt über ihre Gemarkungen hinaus und sogar über die Sprachgrenze hinweg. Aber im Gedenken an die grossen Traditionen des geistigen Zürich stimmt eine Aussage wie diejenige Moecklis traurig, gerade weil hier eine Gelegenheit bestanden hätte, Deutsch und Welsch in einem gemeinsamen Anlass zusammenzuführen.